#### GISELA ZIFONUN

# WAS IST "SPRACHLICHER BALLAST" UND WIE GEHEN WIR DAMIT UM?

### 1. Der Anlass: ein Zeitungsartikel

Ballast ist 'bloße Last',¹ also Last ohne Nutzwert, die allein um ihres Gewichtes willen z.B. in der Schiff- oder Ballonfahrt eingesetzt wird. Ballast wird abgeworfen, wenn dieses zusätzliche Gewicht unerwünscht ist, z.B. wenn ein Heißluftballon aufsteigen soll. Bei einem sinkenden Schiff kann der Ruf "Ballast über Bord" lebensrettend wirken. Ballaststoffe in der Nahrung sind weitgehend unverdaulich, jedoch verdauungsfördernd, insofern sie z.B. die Verweildauer der Nahrung im Magen verkürzen oder die Peristaltik des Darms anregen. In der modernen Ratgeberliteratur geht es häufig auch um das Abwerfen von "innerem Ballast", wenn die Gedanken, Gewohnheiten und Gefühle parallel zum Frühjahrsputz im Haus "entrümpelt" werden sollen. Die Idee des "reinen" Lebens flackert ja immer wieder auf mit allerlei "Ents" oder einem "Los": Entschlacken, Entrümpeln, Loslassen.

Wie nun ist es mit sprachlichem Ballast? Nicht gemeint sind hier, das sei vorausgeschickt, die individuellen Schnörkel in der Rede - solche sind übrigens beim Jubilar in vorbildlicher Weise entsorgt - sondern die Last ohne Nutzwert, also das "Überflüssige" im Sprachsystem. Gibt es das? Und wer befindet darüber? Jedenfalls scheint selbst unter Sprachwissenschaftlern die Vorstellung, Sprachen könnten Ballast enthalten und ihn bei Bedarf entsorgen, vertreten zu sein. Denn in der "Zeit" vom 7. April 2016, S. 50 findet sich ein längerer Artikel des Südslavisten Uwe Hinrichs unter dem Titel: "Die deutsche Sprache wirft Ballast ab". Hinrichs geht von der sicher zutreffenden These aus, dass das Hochdeutsche "aus seinem Reichtum eine flexible Sprechnorm" entwickle, die den kommunikativen Herausforderungen des 21. Jahrhunderts angepasst ist. Und diese Entwicklung fasst er, bevor er ins Detail geht, so zusammen: "Das gesprochene Deutsch baut ordentlich Ballast ab, der Satzbau wird einfacher und effizienter, in allen Medien wirkt eine starke Doktrin von Schnelligkeit und mündlicher Effizienz. Noch nie war das gesprochene Deutsch von der Schulgrammatik so weit entfernt wie heute, und die Schere geht immer weiter auseinander." Hier wird, was in einem

So wird Ballast im Wiktionary (mit Verweis auf Wahrig) erklärt, und zwar als "entlehnt aus niederländisch ballast → nl/barlast → nl

journalistischen Text zulässig und sogar sinnvoll sein mag, aus Sicht des Linguisten doch stark vereinfacht, Disparates wird miteinander verknüpft, Unbewiesenes wird behauptet: Die "Einfachheit" des Satzbaus in gesprochener Sprache gegenüber dem ggf. komplexeren Satzbau geschriebener Texte ist keineswegs primär ein Effekt der "Entfernung von der Schulgrammatik", sondern ist dem Unterschied zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit geschuldet, also in erster Linie der Situationsentbundenheit des schriftlichen Formulierens, die beispielsweise komplizierte hypotaktische Strukturen (wie diese hier) ermöglicht, gegenüber der situationsgebundenen mündlichen Äußerung, die die Grenzen unseres Kurzgedächtnisses respektieren muss. Zutreffend ist sicher, dass heute auch im öffentlichen und veröffentlichten Sprechen, das sogar schriftlich vorformuliert sein mag, alltagsnäher formuliert wird und stärker als früher Formen der konzeptionellen Mündlichkeit übernommen werden mögen. Eichinger (2005, S. 364) erklärt den erkennbaren Normwandel durch den alle regionalen Unterschiede überlagernden Einfluss der Massenmedien Rundfunk und Fernsehen, aber auch durch einen erheblichen sozialen Wandel, der mit einer Umschichtung sozistilistischer Wertungen unter anderem in Bezug auf sprachliche Stilformen verbunden ist:

Heutzutage ist aber die Standardsprache in ihren Ausprägungen der Bestandteil eines differenzierten alltagssprachlichen Modells. In ihr ist die Standardsprache nicht mehr nur die Sprache höchster Offizialität und Öffentlichkeit, sondern deckt eine deutlich größere Breite an Verwendungen ab. Die Gewöhnung an die gesprochene Hochsprache, die nicht zuletzt durch die sprechenden elektronischen Medien Radio und Fernsehen vorangetrieben worden ist, hat der Hochsprache in ihrer gesprochenen Form das Maß an struktureller Mündlichkeit zurückgegeben, die sie als Alltagssprache brauchbar macht, ohne dass dadurch der Bereich des Standards verlassen würde. (ebd.)

Die Distanz zwischen Text- und Redegattungen mag sich verringert haben. Aber dabei wird nicht per se von der "Schulgrammatik" abgewichen. Außerdem: Woher weiß der Autor, dass die Schere zwischen dem normativ Gesetzen und dem mündlich Geäußerten noch nie so weit auseinanderging? Der mündliche Sprachgebrauch ist uns über die deutsche Sprachgeschichte hinweg weitgehend unbekannt. Erst in jüngster Zeit sind uns verlässliche Aufzeichnungen und Aufnahmen natürlichen Sprechens überliefert. Ich vermute, dass eher das Gegenteil der Fall ist: Allein schon die ausgeprägtere Dialektgebundenheit früherer Zeiten hat in der Regel zu einer beachtlichen Distanz gegenüber der schriftlichen Hochsprache geführt.

Welche Phänomene führt Hinrichs in seiner "Tour d'horizon" an? Als Kern des Sprachwandels nennt er Veränderungen im Kasussystem: "Alle vier Fälle geraten mächtig in Bewegung, sie werden oft verwechselt, verschliffen oder auch ganz weggelassen." Und wie zu erwarten heißt es: "Der alte Geni-

tiv stirbt zuerst und wird oft durch kleine Wörter ersetzt, die Präpositionen: das Auto von Philipp, die Zukunft für Deutschlands Banken, die Justiz in Deutschland."

Der deutsche Genitiv, das ist bekannt, "stirbt" allerdings schon lange. "In den heutigen Mundarten ist der Genitiv bis auf erstarrte Reste untergegangen", heißt es bei Behaghel (1923, S. 479), der dieses "äußere Schicksal des Genitivs" bereits durch die Abschwächung der vollen Endvokale im Ausgang der ahd. Zeit eingeleitet sieht. So nennt er denn auch schon das Vorkommen endungsloser Genitivformen etwa für das 16. Jh. wie in eines alten man oder des römischen kaiser. Auch der Ersatz des adnominalen Genitivs durch ein "kleines Wort", in erster Linie die Präposition von, habe schon im Mittelhochdeutschen begonnen (ebd., S. 536). Und zwar mit gutem Grund: "Geht dem abhängigen Substantiv kein Pronomen mit deutlicher Kasusendung und auch kein Adjektiv voraus, so tritt mit Rücksicht auf die Deutlichkeit die Umschreibung [d.h. die Präposition von, G.Z.] ein." Blatz (1896, S. 366) spricht hier vom "kahl gebrauchten Nomen, dessen Genitiv gar nicht oder nicht leicht als solcher zu erkennen ist." Die Ungrammatikalität begleiterloser Appellativa im Genitiv - und damit der Zwang zur Periphrase - ist ein Thema, das in der neueren Grammatikographie unter dem Stichwort "Genitivregel" intensiv bearbeitet wurde. Unter den von Hinrichs genannten Beispielen ist die Zukunft für Deutschlands Banken übrigens ein solcher Fall: Deutschlands Banken enthält zwar mit Deutschlands einen untergeordneten Genitiv - und ist als solches schon ein Gegenbeispiel zur These vom allgemeinen Genitivsterben – aber die Gesamt-NP enthält kein flektiertes Pronomen oder Adjektiv und kann damit nicht "kahl" oder "nackt" an das regierende Substantiv Zukunft angeschlossen werden. Dass hier nicht von sondern für als Verbindungsstück gewählt wird, ist wahrscheinlich dem weiteren Kontext geschuldet und spricht eher für sprachliche Flexibilität. Ähnlich auch bei Justiz in Deutschland: Was ist falsch daran, wenn die Justiz in Deutschland lokalisiert wird, anstatt sie einfach durch den Genitiv als Deutschland zugehörig zu qualifizieren? Nur bei das Auto von Philipp wäre der pränominale (oder markierter auch der postnominale) Genitiv ein grammatisch korrektes und semantisch gleichwertiges Äquivalent. In diesem wie in anderen Fällen kann nur eine sorgfältige Analyse des tatsächlichen Sprachgebrauchs durch korpusgrammatische Untersuchungen klären, ob und ggf. wo tatsächlich eine Veränderung im quantitativen Verhältnis der alternativen Ausdrucksformen eingetreten ist. Als Beispiele für das Abschleifen anderer Kasusendungen nennt der Autor u.A.: den Präsident (statt den Präsidenten), der Strom geht zu den Verbraucher (statt zu den Verbrauchern), er hat darauf kein Anspruch (statt keinen Anspruch). Was das letzte Beispiel angeht: Hier kann, wenn es sich tatsächlich um die Verschriftlichung eines Hörbeispiels handelt, die im Mündlichen übliche und absolut normale Realisierung der Flexionsendung als silbischer Nasal (statt einer schwahaltigen Endung) ungehört geblieben oder schriftlich nicht erfasst worden sein. Die beiden anderen Beispiele betreffen mit der Kasusmarkierung der schwachen Maskulina und dem Flexiv des Dativ-Plurals der Substantive zwei weitere neben dem Genitiv bedeutende Baustellen des Kasussystems im Deutschen, auf die wir zurückkommen werden. Er nennt weitere Beispiele außerhalb des notorischen Kasussystems, etwa artikellose Formen nach Präposition wie in Westen oder in ZDF, das Aussterben des Konjunktivs Präteritum oder des Futur II und erklärt "Migration, Sprachkontakte, Mehrsprachigkeit" zum Motor dieses Sprachwandels. Damit macht er die wachsende Interaktion des Deutschen mit den Sprachen der hier lebenden Migranten, also z.B. mit Türkisch, Arabisch, Russisch, für die beschleunigte Veränderung verantwortlich. Der Autor schätzt diese Entwicklung positiv ein. Die neue ballastärmere Umgangssprache sei die Sprachform, in der Migranten und Nicht-Migranten "den Alltag flexibel managen" könnten. Dabei setze die deutsche Sprache nur Tendenzen fort, die schon seit Jahrhunderten in ihr angelegt seien, was zutrifft. Mit Vorsicht zu genießen ist allerdings wieder die folgende Diagnose: "Sie [die deutsche Sprache, G.Z.] wird allmählich wie das Englische, 'analytischer', das heißt, es gibt weniger Grammatik, mehr Präpositionen und einen entspannteren Satzbau. Vieles wird schon durch die reine Wortfolge geregelt." Das könnte man im Einzelnen auseinandernehmen. Ich erwähne nur einen Punkt: Es ist ja nun so, dass das Deutsche schon im Vergleich zum Englischen einen "entspannten" Satzbau hat, wenn man darunter die Möglichkeit versteht, aus informationsstrukturellen Gründen z.B. den Satz mit einem beliebigen Satzglied zu beginnen und nicht unbedingt Subjekt - Prädikat - Objekt aufeinander folgen zu lassen, eben weil wir noch immer in der Regel die syntaktische Funktion an den Kasusformen der nominalen Gruppen insgesamt erkennen können. Sollen wir das wirklich als Ballast abwerfen und uns die Wortfolge regeln, d.h. mehr oder weniger alternativlos aufzwingen lassen?

Damit sind wir wieder am Ausgangspunkt dieses Exkurses, der uns in das Thema einstimmen sollte, angekommen. Wie steht es mit sprachlichem Ballast allgemein und mit dem Ballast, den angeblich das Deutsche im Begriff ist abzuwerfen. Ich kann im Folgenden nicht alle als Ballast charakterisierten sprachlichen Erscheinungen unter die Lupe nehmen. Vielmehr möchte ich folgende Teilthemen aufgreifen:

– Kann bezüglich des gegenwärtigen Kasussystems des Deutschen von Ballast und Ballastabwerfen gesprochen werden? Dabei werde ich eine primär synchrone Perspektive einnehmen, wobei ich mir bewusst bin, dass diese für eine hinreichende Auseinandersetzung mit dem Thema Ballast unbedingt durch eine diachronische zu ergänzen wäre.

- Wird im gegenwärtigen Deutsch grundsätzlich nur Ballast abgeworfen? Gibt es nicht auch Tendenzen, die man als ein Ballastaufnehmen betrachten könnte?
- Stimmt Hinrichs' Diagnose, dass ein enger Zusammenhang zwischen den beobachteten Veränderungen und der Globalisierung besteht?
- Ist dies kurz abschließend betrachtet Ballast überhaupt eine angemessene Metapher?

### 2. Das Kasussystem – ein Ballast?

Das Kasussystem des Deutschen insgesamt als Ballast zu empfinden, ist nachvollziehbar, insbesondere aus der Sicht einer Person, die das Deutsche als Zweit- oder Fremdsprache erlernt. Zwar stellen die vier Kasus des Deutschen eine vergleichsweise überschaubare Zahl dar, bereits im Vergleich etwa mit den sieben Kasus des Polnischen oder den (je nach Zählung) 20 bis 22 Kasus des Ungarischen. Noch überschaubarer ist die Zahl der Kasusflexive, die zur Markierung der Kasusformen von Substantiven, Adjektiven und Determinativen eingesetzt werden: es handelt sich - auch diese Zahl kann je nach Sehund Zählweise differieren – um insgesamt fünf Suffixe, wenn wir die schwahaltigen, in der Schrift also mit -e versehenen, und die schwalosen Formen nicht getrennt zählen, und zwar: -er, -(e)n, -(e)s, -em, -e. Voll ausgeschöpft wird dieses Inventar, unter Nutzung der schwahaltigen Formen, nur in der pronominalen bzw. starken Flexion, wie etwa bei der Flexion des Demonstrativums dieser. In der Flexion der Substantive erscheinen nur -(e)s und -(e)n, jeweils als Kasusflexiv des Genitiv Singular bei Non-Feminina, also Maskulina (wie bei Mannes) oder Neutra (wie bei Wetters), bzw. Kasusflexiv des Dativ Plural bei Substantiven aller drei Genera (wie bei Hunden, Klöstern, Müttern). Das -e-Suffix wird anders als in der pronominalen Flexion beim Substantiv zur Auszeichnung von Dativ-Singular-Formen der Non-Feminina gebraucht, jedoch nur noch als weitgehend obsolete Form (wie bei dem Manne/Kinde). Eine bedeutende Rolle spielt hingegen das genannte Suffixinventar bei der Numerusmarkierung der Substantive: Mit Ausnahme von -(e)m werden alle Suffixe als Pluralsuffixe des Substantivs verwendet wie in: Kinder, Frauen, Pullis, Hunde. Warum also erscheint das Kasussystem trotz dieser "Armut" im Inventar als so kompliziert? Dafür gibt es gleich mehrere, zum Teil zusammenhängende Gründe: Ein Grund ist, dass, wie bereits angedeutet, weder ein bestimmtes Suffix an eine bestimmte (Kasus-)Funktion gebunden ist – das Suffx -er in dieser kann eine Maskulinum-Singular- oder eine Genitiv-Plural-Form sein - noch umgekehrt eine bestimmte (Kasus-)Funktion nur durch ein bestimmtes Suffix ausgedrückt werden kann. Letzteres gilt besonders für die Pluralmarkierung der Substantive, bei der insgesamt vier Flexive und zusätzlich noch der Umlaut zum Zuge kommen können. Damit verbunden ist auch, dass in vielen Fällen die Suffixe gleichzeitig Kasus- und Numerusfunktion tragen. Diese Uneindeutigkeit der Flexionsaffixe ist insgesamt ein Kennzeichen des fusionierenden Sprachtyps, dem das Deutsche als indoeuropäische Sprache seiner Herkunft nach angehört und dessen Merkmale es teilweise noch beibehält. Sprachen wie das Ungarische, die weitgehend dem Prinzip 'eine Form pro grammatischer Funktion – eine grammatische Funktion pro Form' folgen, mögen zwar über ein bedeutend größeres Inventar an Flexionssuffixen verfügen; die Verteilung ist jedoch beim agglutinierenden Sprachtyp transparenter. Ein weiterer erschwerender Grund ist die Existenz verschiedener substantivischer Deklinationsklassen, die zwar überwiegend genusabhängig verteilt sind, aber eben nicht ausnahmslos. Diesem kurzen Abriss zufolge könnte man leicht zu der Einschätzung kommen, hier liege ein äußerst unökonomisches, "ballaststoffreiches" System vor.

Allerdings sind bei diesem rein inventarisierenden Blick wichtige Gesichtspunkte außer Betracht geblieben. So die Frage der "flexivischen Kooperation" in der NP und, dem übergeordnet, die Frage nach dem Sinn und damit auch der Verzichtbarkeit von Kasusflexion. Statt von "flexivischer Kooperation" wird in der deutschen Grammatikographie oft von "Gruppenflexion" gesprochen. Gemeint ist die Beobachtung, dass die flexivischen Markierungen an den flektierbaren Teilen einer ausgebauten NP also von Determinativ (z.B. Artikel), attributivem Adjektiv und Substantiv jeweils einen Beitrag zu der Kasus-Numerus-Markierung der NP leisten, in dem Sinne dass erst das Zusammenspiel der einzelnen flexivischen Markierungen einen bestimmte Kasus-Numerus-Wert festlegt bzw. zumindest die Anzahl der möglichen Homonymien weitgehend reduziert. Vereinfachend wird oft die Funktion der Numerusmarkierung dem substantivischen Kopf zugeschrieben, die Kasusmarkierung dem Determinativ oder dem attributiven Adjektiv. Zwar ist es zutreffend, dass der substantivische Kopf weitgehend flexivisch den Numerus der Phrase klarstellt (Zusammenfall von Singular und Plural vor allem bei den nicht-umlautfähigen Substantiven mit einem Schwa-Suffix bzw. Pseudosuffix auf -el, -er, -en wie in der/die Hebel, das/die Wesen, der/die Jäger) und dass die Determinative, vor allem die Artikel die Hauptlast der Kasus-Unterscheidung tragen. Allerdings, darauf macht Bernd Wiese (2017) aufmerksam, leisten die Determinative diese Differenzierung nur in Abhängigkeit vom substantivischen Kopf und dessen Genus-Numerus-Merkmalen: Die Formen auf -er beispielsweise (wie dieser, der) disambiguieren nur dann zwischen Nominativ, einer ambigen Genitiv/Dativ-Form und (eindeutigem) Genitiv, wenn Genus und Numerus des substantivischen Kopfes feststeht wie jeweils in der Mann, der Frau, der Männer/Frauen/Kinder. Aufgrund dieser Kooperation mit Genus und Numerus sind in Verbindungen aus Determinativ und Substantiv bei den Maskulina im Singular alle vier Kasus differenziert, bei den Feminina fallen jeweils die beiden direkten Kasus Nominativ und Akkusativ und die indirekten Kasus Genitiv und Dativ zusammen (die Frau versus der Frau), im Plural aller Genera die beiden direkten Kasus (die Männer/Frauen/Kinder versus der Männer/Frauen/Kinder versus den Männern/Frauen/Kindern). Zu den Neutra heißt es bei Wiese (ebd., S. 1293):

Eine besondere Situation liegt im Neutrum Singular vor. Aufgrund der Homonymie von Formen wie <code>dieses\_NOM/AKK.SG.N/dieses\_GEN.SG.N</code> reichen die Determinative zur Anzeige der hier geltenden Kasusdifferenzierung, nämlich (wie im Plural) NOM/AKK VS. DAT VS. GEN nicht aus. Die Doppelsetzung des pronominalen Flexivs im Genitiv (wie in <code>dieses Hauses</code>) sichert aber auch in diesem Fall die generell geforderte Unterscheidung von direkten und indirekten Kasus. Die Kasusmarkierungen am Substantiv sind innerhalb von Determinativ-Substantiv-Phrasen nicht generell redundant; sie können zur Festlegung der Kasusspezifikation der Phrasen wesentlich beitragen.

Diese Ausführungen haben zumindest angedeutet, dass es möglicherweise nicht damit getan ist, die Kasusmarkierungen am Substantiv einfach als Ballast einzusparen und sich auf eine "Kasus-Mono-Flexion" des Determinativs zu verlassen, bzw. stattdessen hilfsweise und nur unzureichend auf die Monoflexion eines Adjektivs wie in den folgenden Formen mit weggelassenem Substantivflexiv: guter Wein<sub>NOM</sub> versus guten Wein<sub>AKK/GEN</sub>, gutem Wein<sub>DAT</sub>.

Die Kasusmarkierung komplett und ersatzlos entfallen zu lassen, geht ohnehin nicht an. Sie leistet Wesentliches für die Kodierung und Entschlüsselung von Satzbedeutungen, indem die durch unterschiedliche Kasus ausgezeichneten NPs unterschiedliche syntaktische Relationen wie Subjekt, direktes oder indirektes Objekt verkörpern und damit auch unterschiedliche Rollen wie agens oder experiens, patiens und benefaktiv, um nur einige zentrale zu nennen. Zwar gibt das Prädikatsverb als Organisationszentrum des Satzes die Funktionen und Rollen als solche vor, aber bei mehr als einer zu vergebenden Rolle müssen die Rollenträger grammatisch unterschieden werden. Genau das leistet die Kasusmarkierung der NP. Sprachen können das Problem auch anders lösen. Die grammatischen Mittel sind aber grundsätzlich begrenzt. Neben der Kasusmarkierung kommen – zumindest wenn wir bei den Optionen europäischer Sprachen bleiben - die Reihenfolge und der Einsatz von grammatischen Hilfswörtern, in erster Linie Adpositionen (Prä- oder Postpositionen) in Frage. Rollenmarkierung allein durch Reihenfolgebeschränkungen ist, wie bereits oben angedeutet, ihrerseits mit Folgelasten verbunden - auch diese können als Ballast empfunden werden. Adpositionen als Rollenmarkierer müssten als reine Relationsmarker ihres ursprünglichen lokalen oder auch temporalen Gehalts entkleidet werden, "grammatikalisiert" werden. Kurz gesagt: Vereinfachungen haben ihren Preis.

# 3. Ballast aufnehmen: das Beispiel der "sprachlichen Gleichstellung" von Frauen

Wer Ballast in der realen Welt der Schiffe oder Heißluftballons abwerfen will, muss ihn zuvor aufgenommen haben. Bei den Vorstellungen zum sprachlichen Ballastabwurf spielt dagegen üblicherweise die Ballastaufnahme keine Rolle – weder als Vorgang in einer früheren sprachgeschichtlichen Stufe noch als Denkmöglichkeit in der Gegenwart. Das gängige Muster ist vielmehr das, das wir auch rudimentär bei Hinrichs erkennen können: Eine Sprache wie das Deutsche reduziert Schritt für Schritt die Komplexität der Flexionsmorphologie, z.B. durch Abbau des Inventars, durch Ökonomisierung der Distribution, also z.B. durch Beseitigung von Kongruenz und Monoflexion. Gleichzeitig wird sie immer "analytischer" oder aber sie nähert sich einer isolierenden Sprache an. Wie dieser "Ballast" zustande gekommen ist, ob er "immer schon" da war oder seinerseits in grauer Vorzeit erst "aufgenommen" wurde, interessiert hier nicht. Dieses populäre Kurzzeitgedächtnis in Sachen Sprachwandel nimmt sich in der Regel die Entwicklung des Englischen vom Altenglischen zum heutigen Englisch zum Vorbild. Forscher wie Wilhelm von Humboldt oder Georg von der Gabelentz hingegen haben andere Zeiträume im Blick. Humboldt hat in verschiedenen Schriften – z.B. in Humboldt (1830-1835) – ein idealtypisches Bild der Entwicklung einer Sprache vom isolierenden über den agglutinierenden zum fusionierenden Typ entworfen. Weiter als bis zu diesem von ihm als höchste Entwicklungsstufe gedachten Evolutionsstand geht Humboldt nicht; damit wäre, so ist anzunehmen, das Ende der jeweiligen Sprachgeschichte erreicht, die Sprache könnte in diesem Zustand verharren. Genau dies tut sie jedoch nicht: es setzen die bekannten Abbauerscheinungen ein. Von der Gabelentz hat das gesehen und geht nicht von einer linearen, sondern einer "spiralförmigen" Entwicklung aus; vgl. dazu Lehmann (1998). Von der Gabelentz also, so scheint es, hat gesehen, dass der ideale flektierend-fusionierende Sprachtyp gleichzeitig als der ballaststoffreichste empfunden werden kann: eine Ironie des Sprachenschicksals.

Wenn also auch bei der Sprachevolution Ballastaufnahme und Ballastabwurf zyklisch aufeinander folgen mögen, so können wir auch fragen, ob nicht auch gegenwärtig oder in jüngerer Zeit entgegen dem Trend in der Flexionsmorphologie in anderen Bereichen Ballast aufgenommen wurde oder wird. Ein ganz hervorragendes Beispiel ist der Sprachwandel im Zuge der so genannten "sprachlichen Gleichbehandlung von Frauen und Männern". Bekanntlich zielte die feministische Sprachkritik, vor allem der 80er und 90er Jahre des vergangenen Jahrhunderts, darauf ab, der Dominanz maskuliner Personenbezeichnungen und damit aus ihrer Sicht der gefühlten Dominanz einer "Männersprache" entgegenzuwirken. Hintergrund ist dabei die sprachsyste-

matische Asymmetrie zwischen den Genera Maskulinum und Femininum im Deutschen. Das Maskulinum ist das "unmarkierte" Genus im Sinne der Markiertheitstheorie: Maskuline Formen weisen in der Flexionsmorphologie am meisten Differenzierungen auf, wie wir oben bereits bezüglich des Kasus gesehen haben. Bei femininen Formen hingegen beobachten wir die meisten Synkretismen: So fallen im Singular der femininen Substantive alle Kasus und bei den femininen Formen der Determinative jeweils die direkten und die indirekten Kasus zusammen. Auch semantisch ist das Maskulinum gegenüber dem Femininum in den indoeuropäischen Sprachen unmarkiert; dies hat z.B. Jakobson (1960) bezüglich des Russischen gezeigt: Maskuline Substantive können, sofern es sich um Personenbezeichnungen handelt, geschlechtsneutral verwendet werden, oder aber, vor allem, wo sie in Opposition zu entsprechenden Feminina (wie etwa bei eine Arzt und eine Ärztin, die Bürger und Bürgerinnen) stehen, Personen des männlichen Sexus bezeichnen. "Das Verhältnis ist das eines unmarkierten zu einem markierten Term einer privativen Opposition: Der unmarkierte Term kann als Obergriff ('generisch') oder als Komplementärbegriff zum markierten Term fungieren", heißt es bei Wiese (2017, S. 1048). So genannte 'äquipollente Oppositionen', bei denen von zwei Einheiten notwendig jede ein Sexusmerkmal hat, das die andere nicht hat, also jeweils 'männlich' versus 'weiblich', sind demgegenüber eher die Ausnahme. Man denke etwa an Hahn - Henne, Hengst - Stute oder die Verwandtschaftsbezeichnungen Vater – Mutter, Sohn – Tochter usw. Besonders manifest wird im Deutschen die privative Opposition - oder aus Sicht der feministischen Sprachkritik die sprachliche Benachteiligung von Frauen - im Bereich der Wortbildung: Das Movierungssuffix -in zeichnet den markierten Term, das Femininum, durch ein Mehr an Sprachmaterial gegenüber dem unmarkierten Maskulinum aus, das entweder ein Simplex sein kann (wie bei Arzt, König) oder aber ein bereits durch ein Suffix -er (Bürger, Lehrer, Wähler), -or (Professor, Lektor) auch -ent (Student, Patient), -ant (Demonstrant, Protestant) abgeleitetes Substantiv. So wie die sprachliche Gleichbehandlung dann in Reaktion auf die feministische Kritik in der Regel (z.B. in Stellenausschreibungen, im amtlichen Sprachgebrauch) praktiziert wurde, nämlich durch den Gebrauch von Paarformeln aus maskuliner und movierter femininer Form, bedeutete sie in der Tat "Ballast". Und das nicht nur auf der Ebene der Sprachverwendung, also einzelner Textprodukte, sondern auch auf der Ebene des intendierten Systemwandels. Auch die quasi ballaststoffärmere Variante mit Binnen-I hilft nicht wirklich weiter, da sie ja letztlich eine an die Schrift gebundene "Abkürzung" für die Paarformel ist. Was den intendierten Systemwandel angeht, so läuft er im Prinzip auf die Ersetzung einer privativen durch eine äquipollente Opposition hinaus: Lexeme wie Arzt oder Bürger wären dann nicht mehr geschlechtsneutral zu verwenden, sondern nur noch sexusspezifisch, mit allen ballaststoffreichen Konsequenzen, die das hätte.

Gert Stickel hat bereits im Jahre 1998 diese Konsequenzen im Auge, wenn er schreibt (1998, S. 77):

Ich meine, die feministische Sprachkritik hat sich zu rasch und zu ausschließlich für die forcierte Movierung entschieden und damit zur Forderung nach konsequenter Verwendung von Paarformeln wie Bürgerinnen und Bürger oder Lehrerinnen und Lehrer in Texten, die sich auf Personen beider Geschlechter beziehen oder in denen es auf das Geschlecht der Gemeinten nicht ankommt oder ankommen sollte.

Stickel verbindet diese Kritik mit dem Ratschlag einer grundsätzlichen Vermeidung von "weiblich markierten(n) Bezeichnungsformen für alle Berufe und Funktionen, die geschlechtsunspezifisch sind" (ebd., S. 75). Er meint weiter (ebd.): "Die Bezeichnungen würden dann – was sie jetzt zweifellos noch nicht sind – nach und nach geschlechtsneutral, weil es dann kein Geschlechtsparadigma mehr gäbe."

Es sei dahingestellt, ob Letzteres wirklich zutrifft, denn die paradigmatische Opposition kann ja nicht gänzlich, also sprachsystemweit, aufgehoben werden, weil wir sie ja in bestimmten Kontexten nach wie vor brauchen. Man muss also weiter mit den "janusköpfigen" privativen Oppositionen leben. Dennoch: Das Sprachbewusstsein könnte sich durch die Befolgung von Stickels Ratschlag langsam ändern, wenn (wieder) die geschlechtsneutrale Verwendung der Maskulina gestärkt würde. Das allerdings würde Souveränität bei den Sprachbenutzern voraussetzen und den Mut, sich gegen den Mainstream zur Wehr zu setzen. Sie haben und hätten dabei die innere Logik des Sprachsystems auf ihrer Seite: Genusdifferenzierungen, die die zwei Genera mit der Sexusunterscheidung assoziieren, kommen um die Auszeichnung eines der Genera als unmarkiert nicht herum. Dass dies das maskuline Genus ist, in unseren Sprachen, mag einem androzentrischen Weltbild, das die indoeuropäisch sprechenden Stämme mit Sicherheit hatten, geschuldet sein. Das heute auf das feminine Genus umzupolen, geht nicht, weil es "das Eingemachte" unserer Sprachen tangiert. Ein besonders drastischer Eingriff besteht in dem Versuch, unter Vermeidung von suffixalem Ballast, einfach etwa ein X anstelle von -or/-orin (oder vielleicht auch -er/-erin usw.) an einen Stamm anzufügen, wie von Lann Hornscheidt (2012) etwa am Beispiel *ProfessX* vorgeschlagen. Dies sei auch mit dem Vorteil verbunden, keine Festlegung auf Zweigeschlechtlichkeit bzw. "zweigenderung" (Hornscheidt 2012, S. 294 et pass.) zu erzwingen, sondern die Anzahl möglicher gender-Zuordnungen offen zu lassen. Wie die Lektüre des Buches von Hornscheidt (2012) zeigt, sind diese und andere Strategien der "ent\_genderung" allenfalls als emanzipatorisch gemeinte Experimente für Fortgeschrittene zu verstehen, nicht als realisierbare Sprachveränderungsvorschläge.

### 4. Besteht ein Zusammenhang mit Globalisierung?

Kommen wir wieder zurück zu den Veränderungen, die Hinrichs in seinem Beitrag im Auge hatte und die er auf den Einfluss von Migration, Sprachkontakten und Mehrsprachigkeit zurückführt, kurz also auf die veränderten Bedingungen, die für das Deutsche im Zeitalter der Globalisierung bestehen. Hinrichs verweist auf den Balkan, die romanischen Sprachen, Kreolsprachen, das Englische. Immer habe intensiver Sprachkontakt oder Mehrsprachigkeit die Grammatik vereinfacht. Das mag stimmen. Aber es kommt dabei auf viele soziolinguistische und historische Faktoren an. Für das Deutsche des 21. Jahrhunderts ist sicher keines der von Hinrichs genannten Beispiele eine Blaupause. Vor allem ist zu fragen: Wie verhalten sich die Mehrsprachigkeit in den Sprachbiografien einzelner Personen oder Gruppen und Mehrsprachigkeit als Aussage über eine Sprachgemeinschaft, also "individuelle" und "gesellschaftliche Mehrsprachigkeit" (Keim 2012, S. 16-24), zueinander? So zeigen uns die Befunde etwa von Keim (2008), dass Sprachformen mit einer reduzierten Grammatik, also z.B. Fehlen von Präpositionen und Artikeln, in erster Linie Kennzeichen einer "Jugendsprache" sind, die von Jugendlichen unterschiedlicher Ethnien untereinander, etwa in der Klassengemeinschaft oder in der Freizeit, gesprochen wird. Dabei ist dieser "Multiethnolekt" in der Regel nur eine der Varietäten des Deutschen, die diese Jugendlichen beherrschen. In anderen Kommunikationssituationen, z.B. im Unterrichtsgespräch, können sie sich sehr wohl der entsprechenden Ausdrucksmöglichkeiten der konventionellen deutschen Grammatik bedienen. Schließlich mögen sie sogar, je nach individuellen Lebenswelten und Lebensentwürfen, die in der Jugend auch als identitätsstiftendes Gruppenmerkmal gepflegte Sprachform mehr oder weniger ganz hinter sich lassen und wie jedes andere Mitglied der Sprachgemeinschaft sich situationsangemessen aus dem reichen Vorrat an Regio- oder Dialekten, an funktionalen Varietäten und Registern des Deutschen bedienen und dabei ihren eigenen kommunikativen Stil entwickeln; vgl. dazu Keim (2008). Dabei gestalten sie, unter der Hand, wie alle anderen Sprecher die weitere Entwicklung dieser Varietäten und damit auch des Deutschen insgesamt mit. Wir werden sehen, was in diesem "living language laboratory", wie Hinrichs die gegenwärtige Situation des Deutschen nennt, an bleibenden Neuerungen für die gesprochene und geschriebene Standardsprache "ausgekocht" wird.

## 5. Zum (kurzen) Schluss: Ist Ballast eine angemessene Metapher?

Abschließend frage ich: Ist die Redeweise von sprachlichem Ballast überhaupt angemessen? Ballast abwerfen ist "im wirklichen Leben" eine prototypische, sprich intentionale Handlung: Menschen beraten über die angemessene Stra-

tegie in einer Zwangslage oder aber sie fassen in panischer Not einen einsamen Entschluss. "Die Sprache" selbst ist natürlich kein solcher Akteur. Sie ist im Sprachwandel, wie wir seit Keller (1994) wissen, weitgehend, wenn man von beabsichtigten Eingriffen wie den oben erwähnten, feministisch inspirierten absieht, ein Phänomen der dritten Art, weder von Akteuren intentional verursacht, noch von Zufällen vorangetrieben: Sie wandelt sich vielmehr, als wäre sie von einer unsichtbaren Hand (invisible hand) gesteuert, in der Weise, dass die Summe vieler Einzelhandlungen von Sprechern – unbeabsichtigt – einen Zustand erzeugt, der uns im Nachhinein als sinnvoll, oder gar geplant erscheinen mag. Dann, im Rückblick, sieht es für die einen so aus, als habe sich die Sprache selbst entrümpelt. Die anderen aber mögen den Verlust an Reichtum<sup>2</sup> nostalgisch bedauern. Beide Haltungen, aber auch ein resigniertes Sich-in-das-Unvermeidliche-Fügen greifen zu kurz. Die Sprecher, jeder einzelne und die Sprachgemeinschaft insgesamt, gestalten die Zukunft ihrer Sprache – zwar überblicken sie nicht die Wirkungen ihrer sprachlichen Handlungen auf das Sprachsystem, aber jede Wahl oder Abwahl von Möglichkeiten kann auf Nachahmung oder Ablehnung stoßen und schlägt im Labor des Sprachwandels zu Buche.

### 6. Literatur

Behaghel, Otto (1923): Deutsche Syntax: eine geschichtliche Darstellung. Bd. I: Die Wortklassen und Wortformen. A: Nomen, Pronomen. Heidelberg.

Blatz, Friedrich (1896): Neuhochdeutsche Grammatik mit Berücksichtigung der historischen Entwicklung der deutschen Sprache. Bd. 2: Satzlehre. Karlsruhe.

Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung und Union der Deutschen Akademien der Wissenschaft (Hg.) (2013): Reichtum und Armut der deutschen Sprache. Berlin/Boston.

Eichinger, Ludwig M. (2005): Standardnorm, Sprachkultur und die Veränderung der normativen Erwartungen. In: Eichinger, Ludwig M./Kallmeyer, Werner (Hg.): Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache? (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2004). Berlin/New York, S. 363-381.

Gabelentz, Georg von der (1901): Die Sprachwissenschaft. Ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse. Leipzig. [Nachdruck: Tübingen 1972.]

Hornscheidt, Lann (2012): Feministische W\_orte: ein Lern-, Denk- und Handlungsbuch zu Sprache und Diskriminierung, Gender Studies und feministischer Linguistik. Frankfurt a.M.

<sup>&</sup>lt;sup>2</sup> Vgl. dazu die Dokumentation "Reichtum und Armut der deutschen Sprache". Der Beitrag von Eichinger zur Flexionsmorphologie enthält u.A. zu den in diesem Aufsatz genannten Entwicklungen des Kasussystems auch quantitative Auswertungen.

- Humboldt, Wilhelm von (1830-1835): Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechtes. In: Humboldt, Wilhelm v.: Werke. Bd. 3. 1979. 5., unveränd. Aufl. Stuttgart, S. 368-756. [Nachdruck: Darmstadt 1963.]
- Jakobson, Roman (1960): The gender pattern of Russian. In: Studii şi cercetări lingvistice 11/3, S. 541-543.
- Keim, Inken (2008): Die "türkischen Powergirls": Lebenswelt und kommunikativer Stil einer Migrantinnengruppe in Mannheim. 2. durchges. Aufl. (= Studien zur Deutschen Sprache 39). Tübingen.
- Keim, Inken (2012): Mehrsprachige Lebenswelten: Sprechen und Schreiben der türkischstämmigen Kinder und Jugendlichen. Tübingen.
- Keller, Rudi (1994): Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand in der Sprache. 2., überarb. u. erw. Aufl. Tübingen/Basel.
- Lehmann, Christian (1998): Wilhelm von Humboldts Theorie der Sprachevolution. http://www.christianlehmann.eu/publ/Humboldts\_Sprachevolution.pdf. (Stand: Februar 2017).
- Stickel, Gerhard (1998): Der Sprachfeminismus geht in die falsche Richtung. In: Brunner, Margot/Frank-Cyrus, Karin M. (Hg.): Die Frau in der Sprache. Gespräche zum geschlechtergerechten Sprachgebrauch. Wiesbaden, S. 73-80.
- Wiese, Bernd (2017): Nominalflexion. In: Gunkel, Lutz et al.: Grammatik des Deutschen im europäischen Vergleich: das Nominal. (= Schriften des Instituts für Deutsche Sprache 14.2). Berlin u.a.